

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 4 (1910)

Heft: 9

Artikel: Vom Berliner Kongress für freies Christentum und religiösen Fortschritt
August 1910

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-132273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Berliner Kongress für freies Christentum und religiösen Fortschritt August 1910.

Winterthur, den 21. August 1910.

Lieber Freund,

Auso von Berlin und wie es mir daselbst ergangen ist, möchtest Du etwas hören. Ich will versuchen, Dir etwas Weniges davon zu erzählen, die Hauptache kannst Du ja dann in dem gedruckten Protokoll lesen. Daß ich dabei frisch vom Leder ziehe und diesen und jenen etwas unsanft behandle, dafür brauche ich nicht erst um Entschuldigung zu bitten, das bist Du ja an mir gewöhnt. Das wird bei mir erst mit dem Alter vielleicht besser werden, vorläufig mußt Du mich nehmen, so wie ich bin.

Zuerst einige angenehme Mitteilungen. Dazu rechne ich z. B., daß alle Steifheit vom Kongreß verbannt war. Schon äußerlich. Ich hatte zur Vorsorge meinen Gehrock in meinen Rucksack gepackt und gleich bei meiner Ankunft für 1 Mark 50 Pf. ausbügeln lassen. Ich hätte mir beides, Gehrock und Bügeln, schenken können, denn ich zog ihn nur gar nie an. Und ob auch der Saal, in dem der Kongreß tagte, sehr offiziell und zeremoniell aussah und hinter der Rednerbühne der deutsche Kaiser mit allerhöchstem Schnurrbart höchst schneidig aus dem dicken goldenen Rahmen heraus die verschiedenen Redner fixierte — der Ton, in dem der Kongreß präsidiert wurde, in dem man miteinander verkehrte, war ein recht natürlicher, schier gemütlicher. Feierliche Größnungs- und Begrüßungsreden von k. k. Ministerien, Konsistorien u. s. w., wie sie z. B. am evangelisch-sozialen Kongreß vorkommen, gabs glücklicherweise keine und eigentliche Phrasen auch nur ganz selten; dann und wann sogar recht erheiternde Augenblicke, so z. B. als Förster aus Frankfurt zur Einleitung seines Vortrages über die Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland den Zuhörern den freundlichen Rat gab, die ihm zugemessene halbe Stunde zu einer Frühstückspause zu benützen, denn sein Stoff sei etwas trocken und die Zuhörer sollten sich ihre Frische für den zweifellos viel interessanteren Vortrag seines Nachfolgers, Troeltsch aussparen — ein Rat, dem übrigens und ohne nachträgliches Bedauern fast niemand Folge leistete.

Fröhlich war auch der Anfang von Lhotkys Ansprache. Er lautete ungefähr: „Unser Kongreß ist das reinste religiöse Babel. Wie drollig müssen sich unsere Religionen und Religionsgespräche vor Gottes Auge und Gottes Ohr ausnehmen. Mir ist, als sähe ich Gott Vater den Kopf schütteln und hörte ihn sagen: Ne, Kinder, was ihr nicht alles könnt!“

Ein fröhliches Lächeln zog auch durch die Versammlung, als der Vertreter der sieben liberalen Kirchen Australiens in seiner heissen

Dankrede an die deutsche Theologie und Philosophie sich sogar die Behauptung leistete, er glaube, man könne in Australien Paulsen und Eucken vielleicht besser als in ihrer deutschen Heimat.

Schon gefährlicher war das Gelächter bei denjenigen Vorträgen, die, trotzdem sie immer davon redeten es tun zu wollen, nie zum Schlusse kamen. Da füng man eben einfach an und hörte nicht mehr auf zu klatschen, bis man mit diesem sehr handgreiflichen Mittel dem Redner zum Schlusse verholfen hatte. Eine Beifallssalve mußte sich auch ein deutscher Professor gefallen lassen, als er nach einer mit entsetzlich unanschaulichen Erörterungen zugebrachten Viertelstunde in einem inspirierten Augenblick die Worte sprach: Doch wenden wir uns nun vom Abstrakten zum Konkreten. Die Wendung trat freilich bis zuletzt nicht ein. Und ganz gelungen ging es dem Professor, der über die Predigtkunst in Deutschland sprach, aber auf eine so unglückliche, umständliche Weise, daß männlich und erfreulicherweise auch er selbst in ein Lachen ausbrach, als er gegen den Schluß seines Vortrages betonte, wie wichtig es sei, daß der Prediger seine Predigt auf seine Zuhörer abzuzwecken und diese, statt zu langweilen, zu interessieren verstehe.

Doch nun von den fröhlichen zu den großen Augenblicken. Solche gab es, freilich etwas weniger reichlich, als ich und wohl nicht nur ich, erwartet hatte. Das rührte einmal davon her, daß von den vielen angekündigten Rednern, ein gutes Dutzend nicht erschien. Ich nenne nur Naumann, der seine ihm notwendige Kur nicht unterbrechen durfte, Herrmann-Marburg, Campbell-London, Booker-Washington, Eliot-Boston, Peabody-Cambridge, und leider auch Rutter und Ragaz-Zürich. Die Schweiz war nur durch Professor Montet und vier inländische Pfarrer vertreten. Ein anderer Grund lag wohl darin, daß fast alle Redner ihre Vorträge wörtlich ablasen und ein dritter darin, daß nie eine Diskussion stattfand. Letzteres mag aus vielen Gründen das Richtige gewesen sein; es hatte den Vorteil, daß so das Programm, freilich in etwas monotonem Verlauf abgewickelt werden konnte, aber den großen Nachteil, daß die Geister nie zum Aus- und Auseinanderplätzen kamen.

Große Augenblicke waren für mich die beiden Male, da Professor Rauschenbusch aus Rochester (Nordamerika) sprach; das eine Mal berichtete er von der sozialen Erweckung der letzten fünf Jahre in sämtlichen protestantischen Kirchen Nordamerikas. Während vor noch nicht langer Zeit auch in Amerika der Glaube noch zu Recht bestehen konnte, mit Fleiß und Sparjamkeit sei es jedermann möglich, seines Lebens froh zu werden, drohe jetzt der Kapitalismus das amerikanische Volk — wie die Schlange den Laokoon und seine Söhne — zu umschlingen, aber gottlob, auf der ganzen Linie der amerikanischen protestantischen Kirchen sei das soziale Gewissen und damit das soziale Verständnis und damit der feste Wille zur gemeinschaftlichen Tat erwacht, und z. B. von den Bischöfen der Methodistenkirche, höchst

bedeutenden Männern, schon vor zwei Jahren ein mutiges Manifest erschienen.

Das andere Mal hörte ich Rauschenbusch in einer der drei gleichzeitig im Norden, NO. und SW. Berlins abgehaltenen Volksversammlungen über das Wort reden: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Er führte in ergreifend schlichter und frommer Weise aus, wie in den Tatsachen des Familienlebens, der Erinnerung ans Elternhaus, der Liebe zum Weibe, der Geburt seiner Kinder, den Freuden, Pflichten und Tragödien des Familienlebens der moderne Großstadtmensch wieder zur Ahnung von etwas Heiligem in und über seinem und seiner Kinder Leben geführt werden könne und wie es dann gelte, dieses Heilige in den Mittelpunkt der Familie zu stellen. Rauschenbusch hat äußerlich gar nichts Bestechendes, Gewaltiges, aber er redete wirklich wie Einer, der Gewalt hat und nicht wie die Schriftgelehrten.

Nicht neben, aber gleich nach Rauschenbusch muß ich Dr. Marx Maurenbrecher, jetzt in Erlangen, nennen. Er ist bekanntlich von Raumann, dem er wohl viel, z. B. auch an rednerischem Geschick, aber wohl noch Tieferes zu verdanken hat, zur sozialdemokratischen Partei übergegangen, schreibt regelmäßig in die sozialistischen Monatshefte, die ich bei dieser Gelegenheit einfach jedermann empfehlen möchte, und hat neben den von Liechtenhan in den Neuen Wegen vortrefflich besprochenen Büchern über Jesus und Paulus — in einem fast 600seitigen Band die biblischen Geschichten kritisch herausgegeben. (Berlin, Verlag Vorwärts 1910; 7 Mk. 50 Pf.) An die schlichte Kraft und Tiefe des amerikanischen Professors reichte freilich Maurenbrecher trotz seinem viel mächtigeren, eindrucksvollen Pathos nicht heran. Es gelang ihm nicht ganz, sich vor gewagten Verabsolutierungen zu hüten wie z. B. derjenigen, die Kirche der Orthodoxie sei dem Volke schon seit Generationen die Religion schuldig geblieben oder der andern, die Pflicht zur sozialen Um- und Neuschaffung der menschlichen Gesellschaft sei das Ein und Alles, um das es sich in der heutigen Lage handle — oder vor der dritten, die Lösung der Frage, was das Leid für einen Sinn habe, liege darin, daß es überhaupt gar keinen habe als den, daß wir es weg schaffen. Die erste dieser Behauptungen wies schon sein Nachredner am selbigen Abend als eine unbeweisbare zurück und jeder von uns wußte, schon nur aus seinem kleinen Bekanntenkreise Beispiele an den Fingern aufzuzählen von Männern und Frauen, die bei aller kirchlichen Rechtgläubigkeit, Träger und Vermittler einer lebendigen und echten Frömmigkeit gewesen sind.

Die zweite Behauptung vergibt, daß so lange es eine Menschen geschichte gegeben hat und geben wird, neben dem was der Einzelne als Glied der menschlichen Gesellschaft ist und als solcher an dieser Anteil hat, jeder Mensch sein ganz individuelles Geschick erlebt und verarbeiten muß, und dabei auf Rätsel, Geheimnisse, Zusammenhänge, Konflikte, Situationen stößt, die Keiner genau so wie er erlebt, die

darum ihm keine Gesellschaft lösen oder abnehmen kann, sondern mit denen er aus seiner eigenen Natur und Situation heraus ganz allein sich auseinandersezten und fertig werden muß.

„Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.“

Und etwas ähnliches gilt auch in Betreff der dritten Behauptung. So großzügig die auf den Sinn des Leidens gegebene Antwort Maurenbrechers ist und so gewiß sie gegenüber millionenfachem Leid tatsächlich die einzige zutreffende, wirklich lösende Lösung ist, restlos wird das Leid damit unbedingt nicht richtig gedeutet, denn es ist eine zu ernste und gewaltige Menschheitserfahrung, daß zahllosem Leid tatsächlich noch ein anderer, tieferer, sehr viel tieferer Sinn innenwohnt als bloß der, es für sinnlos zu halten und als sinnlos wegzuschaffen.

Aber von solchen bei einem so temperamentvollen Parteipolitiker und Volksredner sehr leicht verständlichen Ungenauigkeiten abgesehen, gehörten Maurenbrechers Reden sicher zum Bedeutendsten, was dieser Kongreß neben ordentlich viel Unbedeutendem brachte. Wenn Maurenbrecher redete, fühlte man sich — was bei den meisten Reden nicht der Fall war — hinausgetragen und hineingeworfen in die große, tiefe, ernste Leibes- und Geistes- und Seelennot der Masse, die da draußen vor den Fenstern des Kongresssaales ihr Dasein führt, ihren Kampf kämpft und sehnfuchsig nach etwas Neuem sich ausstreckt. Wie Flusstiere, die mit ihren Riesenleibern aus der Stromesflut auftauchen und in unheimlicher Größe und Schwere ans Ufer steigen, so kamen und wuchsen und schritten unter dieses Redners Zauberwort die religiösen und sozialen Probleme der Gegenwart in ihrer Urgestalt und Urwelt heran.

Mit furchtbarer Wucht schilderte Maurenbrecher, wie die Großstadt dem, der sie betritt, einerseits alles nimmt und in Stücke schlägt, was er an bloß ererbter, bloß überliefelter, nur auswendig gelernter und anerzogener Sitte und Frömmigkeit mit sich bringt, wie in diesem Wirbelsturm modernen Denkens und Lebens die sogenannte Religion von Hunderttausenden wie Spreu in alle Winde fliegt und sich als ein elendes Etwas, ein ohnmächtiges Nichts erweist und wie doch andererseits gerade in der Großstadt, in ihrer Not und in ihrer Masse, der Mensch zum Ernst seines Daseins erwacht, die Not und seine halbtierische Existenz als etwas, das nicht sein muß, nicht sein soll, empfinden und hassen, sich selber als das, was er ist, als Teil und Glied eines ungeheuren, geheimnisvollen Ganzen begreifen und erleben lernt, nun im willenskräftigen Anschluß an dieses Ganze in den Gang des Geschehens eingreift und aus einem unbedingten Müssen heraus, aus einem Zwang, der stärker ist als er, der Einzelne, sich sein und seiner Mitmenschen Dasein umschafft und sich aus dem Beherrschten zum Beherrschter macht.

Während man bei so manchem andern Kongreßvortrag sich bloß als Zuhörer, ja Zuschauer fühlte und zusehen mußte, wie der Redner

seinen Stoff in Begriffe brachte, um ihn dann wieder in Begriffen aufzulösen, hier war's umgekehrt. Hier stoben die Begriffe vor der Wirklichkeit, die aufgezeigt wurde, auseinander und wurde man in Probleme eingeführt, die einer begrifflichen Lösung spotten, die erlebt sein wollen, und nur durch die Tat gelöst werden können, bei deren Vorführung man sich nicht mehr als bloßer Zuschauer, sondern als Mith beteiligter und Mitverantwortlicher fühlte. Das hat Maurenbrecher erreicht und dafür sei ihm herzlich gedankt.

Ein anderer Höhepunkt war Harnacks Vorlesung über „Das doppelte Evangelium im neuen Testament“. Schon der Umstand, daß sie im dicht gefüllten, größten Hörsaal der Universität stattfand, gab der Stunde einen besondern Charakter. Man saß da und harrte auf den Kom menden in dem Bewußtsein dessen, was in diesem auditorium maximum schon ganzen Studentengeschlechtern an Geist und Gelehrsamkeit geboten worden ist, und was es bedeutete, einen der gelehrtesten und meistgenannten Theologen Deutschlands über dieses Thema sich ausprechen zu hören. Der Ertrag der Vorlesung war denn auch reich. Mit meisterhafter, so manch anderem Kongressvortrag abgehender Kürze, entwickelte Harnack Stoff und Problem. Die Lösung freilich war, wie man es bei Harnack gewöhnt ist, eine im Vergleich zum Ernst und zur Schwierigkeit des Problems nur zu einfache, nur zu befriedigende, fast möchte ich sagen, zu elegante. Er schloß nämlich damit: „So ist das ‚doppelte Evangelium‘ — kurz gesagt: die Verkündigung Jesu Christi und die Verkündigung von Jesus Christus — heute noch so nötig wie es früher war. Das erste enthält die Wahrheit, das zweite den Weg, beide zusammen bringen das Leben.“

Ich sehne mich immer wieder und sehnte mich auch nach dieser wie gesagt eleganten Vorlesung nach Theologen, die den Mut haben, auch mit Unlösbarkeiten, in Konflikten zu enden und statt den Zuhörer mit einem beschwichtigenden: „sowohl als auch“ zu entlassen, ihm ein „Entweder-oder“ als Stachel ins Gewissen zu drücken. Aber Harnack ist eben Historiker. Da gilt es: „wir sollen nicht weiser sein wollen als die Geschichte . . . Es mag wohl so gut sein, wie es gegangen ist.“ Gewiß — so betrachtet, so empfindet der Weise, der Reife das Geschehene, das Gewordene; aber so schafft man selber keine Geschichte, kein Vorwärts, kommt es nicht zu einem Bruch, zu etwas Neuem, und das gehört doch auch — ja, das ist doch eigentlich das „Wesen des Christentums“. Wie Harnack als Dogmatiker ein ächter Schüler Ritschl's geblieben ist, das kam auch in den Worten zum Ausdruck, in denen er erklärte, Gott sei uns nun einmal erkennbar nur nach seiner Heiligkeit und Liebe — also nur an Menschen. Nur durch diese Eigenschaften sei uns Gott eben Gott. Damit ist ja gewiß etwas sehr Tiefes ausgesprochen, aber diese Isolierung des Göttlichen, das in Menschen sich uns kund tut, von dem übrigen Tatbestand und Naturvorgang, den der Mensch bedeutet, und als der er nun

einmal ein Teilstück eines ungeheuren Ganzen ist, die verträgt unser Geschlecht, unser Gewissen einfach nicht. Sie ist eine gegenüber dem Ernst und dem Gewicht der Sache unerlaubte Abstraktion und so tief sie auch im innersten der Wahrheit entspricht, so ungenügend, nicht umfassend und zwingend genug ist sie gegenüber der tatsächlichen Verflechtung alles Seins und Geschehens, in die unser Menschendasein nun einmal mit hinein geflochten ist.

In dieser Hinsicht stellte Schrempf-Stuttgart den Gegensatz zu Harnack und den meisten Rednern des Kongresses dar. Schon die Ankündigung seines Vortrags: Was unsreiner will — ein Bekenntnis, kein Programm — deutete an, daß es Schrempf nicht darauf ankommt, er sich im Gegenteil peinlich davor hütet, alles was sich im Laufe der Geschichte aus dem ursprünglichen Christentum entwickelt hat, als zum Wesen des Christentums gehörig, ja überhaupt als Religion gelten zu lassen. Er hält für wirklich religiöse Menschen, und zu denen zählt er auch sich, alle die Menschen, „die die Ewigkeit im Sinn haben und darum die Zeit nicht mehr ernst zu nehmen brauchen und vermögen“. Religion ist nach ihm weder etwas „Befriedigendes“ noch etwas „fürs Volk“, sondern nur für den Einzelnen, nicht eine bestimmte Lebensbetätigung sondern Lebensstimmung.

Schrempf vertrat mit seinem Votum, wie Lhotzky mit dem seinigen, unzweifelhaft etwas sehr Wesentliches vom Evangelium. Wie Lhotzky — darin fast oder wohl der Einzige unter allen Kongressrednern — das Kindliche im Verhältnis des Menschen zu Gott und das Väterliche im Verhältnis Gottes zu den Menschen inmitten der Unkindlichkeit, die die meisten Kongressreden atmeten, kühn und eben kindlich, in der großen Bedeutung dieses Wortes zum Ausdruck brachte, so kam in Schrempfs Bekenntnis eine dem ursprünglichen Evangelium nicht weniger wesentliche und den theologischen Kongressvorträgen ebenso sehr mangelnde Stimmung zu ihrem Recht; nur schlug bei dem Einen wie bei dem Andern, bei Lhotzky die Betonung des kindlichen, bei Schrempf diejenige des am Diesseits uninteressierten Wesens der christlichen Frömmigkeit in eine mit dem Werbedrang und der Tatkraft des Evangeliums unverträgliche, ja unerträgliche Einseitigkeit um.

Zu den Höhepunkten der Tagung möchte ich auch das zählen, was Prof. Titius (Göttingen) über Recht und Schranken des Evolutionismus in der Ethik sagte. Er bemühte sich, was nun einmal bei einem Theologieprofessor nicht selbstverständlich ist, sich und seinen Zuhörern die Wirklichkeit vor Augen zu halten, diese geheimnisvolle Wirklichkeit, in der unser Geschlecht aus der Tierheit aufgestiegen ist und die, je erüster der Mensch sich mit ihr auseinandersezt und in ihr Mensch werden und bleiben will, ihm die Antwort auf seine letzten Fragen schuldig bleibt und ihn zwingt, sie sich selber zu geben aus einer ihm nun einmal angeborenen, ob mit dem Entwicklungsdogma vereinbaren oder unvereinbaren Veranlagung heraus, diesem geheimnisvollen, aber unleugbar und unersetzbar vorhandenen Etwas, mögen wir es

nun nennen wie wir wollen, aus dem wir einerseits unsere sittlichen Ideale erst schaffen und mit dem wir andererseits uns doch wieder an sie gebunden, ihnen verpflichtet fühlen. Als der Redner aus dieser Bewegung die zwei Sätze aussprach: Ich kann schließlich leben, ohne die Welt zu verstehen, aber ich kann nicht leben, ohne zu wissen, was ich soll — da antwortete ihm die Zuhörergemeinde mit einem aus ebenso tiefer Bewegung hervorbrechenden, dröhnenenden Beifall. Dieser Beifall war mir ein neues Zeugnis, wie erlösend eine schlicht ausgesprochene Wahrheit wirkt, wie verdient unsere dogmatische und ethische Theologie sich machte, wenn sie alle ihre Probleme so schlicht formulierte und wie der Theologe, wenn er gründlich und tief theologisiert, ganz von selbst nicht anderswo anlangt, als wo jedes nicht durch die Hochschule, aber durch die Schule des Lebens gegangene und in ihr tief und fromm gewordene Menschenkind auch.

Damit habe ich das, was mir am Kongreß am meisten Eindruck gemacht hat, aufgezählt. Ich könnte dem noch beifügen die warme Ansprache von Gounelle-Paris mit der Grundsehnsucht und Grundforderung: Il nous faut l'inspiration pas seulement d'une vie sainte, mais d'une société sainte, die sympathische Art, in der Paul Hyacinthe Lohson, rédacteur du siècle, Sohn des auch erschienenen 85jährigen Père Hyacinthe, und Wilfred Monod-Paris von den nach der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich gegründeten fraternités redeten, freien Vereinigungen, in denen Freidenker und Freigläubige in brüderlicher Gesinnung gemeinschaftliche Wahrheiten zu vermitteln streben, auch Pfannkuche-Osnabrück entwickelte in gründlichem, echt-lutherischem, unreformiertem Gedankengang die These: Ein Christ kann Sozialist sein, aber muß es nicht sein, Gleichartigkeit der Gesinnung schließt noch nicht Gleichartigkeit der Methode in sich. Der Sozialismus richtet ein Gesetz auf, indem er die Wirtschaftsordnung dogmatisiert, Christus aber ist des Gesetzes Ende. Darum nach Luther: Kirche und Rathaus trennen, sonst fräß eins das andre und kommen beide um. Auch Dr. Lipsius-Bremen, Sohn des verstorbenen Professors Lipsius-Jena, vertrat mit viel Ernst und Wärme die Kalthoffssche Richtung im Sinne eines den unitarischen Gottesbegriff wegen seiner logischen Unvollziehbarkeit ablehnenden, tatkräftigen idealistischen Pantheismus. Gottlob, sagte ich mir auch da wieder, kommt es im Leben nicht darauf an, inwiefern uns Gott ein logisch vollziehbarer Begriff ist, sondern darauf, ob wir in einem kindlich-tiefen, männlich-tapferen Verhältnis zu dem verborgenen, nach Offenbarung drängenden Sinn unseres Lebens stehen. Daß der kindlich gesinnte, logisch vielleicht unzulängliche Frömmigkeitstypus dem logisch korrekteren, aber aller Kindlichkeit ermangelnden überlegen ist und bleibt, das ist mir gewiß und lieber will ich auf logische Vollziehbarkeit meines Gottesbegriffs als auf ein kindliches Verhältnis zu Gott selber verzichten, jedenfalls mache ich nicht letzteres von ersterem abhängig.

Ja, und Traub, Troeltsch, Bouffet, Gunkel, Dorner, Weinel,

Baumgarten, die ganze Reihe deutscher Theologen — und dann die Vertreter außerchristlicher Länder und Bekenntnisse? — von denen hast du ja noch kein Wort gesagt . . . Werde ich auch nicht mehr viel sagen, von den außerchristlichen nicht, weil ich sie entweder nicht gehört oder nicht verstanden oder keinen besondern Eindruck von ihnen empfangen habe, wie denn überhaupt der Schwerpunkt des Kongresses ganz unbestreitbar nicht in dem lag, was sie uns, sondern wir ihnen zu sagen hatten. Aber um so mehr erwartest Du begeisterte Berichte von den Referaten der genannten deutschen Theologieprofessoren. Es tut mir leid, ich kann Dir nicht verhehlen, wenn Du's doch wissen willst, daß ich ein klein wenig enttäuscht war. Aber um das zu erklären und zu begründen, dazu müßte ich Dir einen ebenso langen Brief schreiben wie den, den Du jetzt glücklich hinter Dir hast. Für diesmal jedenfalls Schluß! Von Herzen Dein, wie hat mich doch einmal unser Professor der systematischen Theologie genannt? Ah richtig!

Dein „Laienführer“.

Umschau.

Die nächste **religiös-soziale Konferenz** soll am 24. und 25. Oktober in Bern stattfinden. Das Programm erscheint in nächster Nummer. L.

Zu der Notiz über die **Belebung der Kirchen** in der letzten Nummer bemerke ich auf Wunsch von Herrn Pfarrer Bader, daß es sich dabei um eine Sache handelt, die freilich angeregt und in die Wege geleitet worden sei, vielleicht auch zu- stande komme, aber noch nicht für ein Faktum gelten könne. Ergänzend sei erwähnt, daß ein Antrag im gleichen Sinn auch der letzten Basler Synode von Lehrer Bolliger eingereicht wurde, aber noch nicht zur Behandlung kam. L. R.

Eine erfreuliche Kündigung ist der **Aufruf zur Gründung eines Verbandes für internationale Verständigung**, zunächst für Deutschland, unterzeichnet von einigen namhaften Vertretern der Wissenschaft und Politik. „Schon haben die technischen Umwälzungen eine Epoche des Internationalismus herbeigeführt, aber die politische Organisation der Kulturl Welt ist hinter ihr zurückgeblieben bei dem Nebeneinander unverbundener Einzelstaaten.“ „Wenn die Rüstungen der großen Mächte in dem jetzigen Tempo fortschreiten, so bedeuten sie ein Wettlaufen zum Stu in.“ Was der Verband

will, ist ein Ausbau der schon vorhandenen Ansätze zu einer festen und planvollen Organisation der internationalen Beziehungen. Ein anderes System soll im Staatenverkehr herbeigeführt, die internationale Schiedsgerichtsbarkeit ausgebaut werden. Man will überhaupt planmäßig auf eine Klärung und Verständigung bei internationalen Konflikten hinarbeiten. Sollen aber die Regierungen in dieser Richtung beeinflußt werden, so muß ein starker Druck der öffentlichen Meinung vorhanden sein. Sie zu organisieren ist der nächste Zweck des Verbandes. Aus historisch leicht verständlichen Gründen ist das nationale Empfinden in Deutschland zur Zeit so stark, daß der Boden für solche Pflege internationaler Beziehungen weniger empfänglich ist. Deshalb ist die Aufgabe besonders dringend, das deutsche Volk davon zu überzeugen, „daß im letzten Grunde die gemeinsamen Interessen der konkurrierenden Staaten größer sind wie ihre Rivalitäten, und daß darum eine internationale Verständigung möglich ist.“ Wir wünschen diesen Bestrebungen von Herzen großen Erfolg; er wird davon abhängen, ob sie aus ihren akademischen Höhen den Weg zum „gewöhnlichen Volk“ finden. L.